Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1921)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Orgel braust, und von der Galerie des Turmes herab hört man den Triumphgesang der siegenden Himmelschöre. Es war wirklich, als gehe die Seele geradewegs zum Himmel ein. Als die Münsterglocken mit feierlichen Schlägen das Ende des Spiels verkündeten, ging die dichte Menge lautlos in tiefer Ergriffenheit auseinander. Von der gleichen inneren Ergriffenheit war das Spiel der Darsteller erfüllt, und sie war so stark, daß auch die Vertreter der kleinsten Rollen seltsam emporwuchsen. Peppler als Jedermann sieht aus wie ein Modell zu einem Holbein-Gemälde. Seine Darstellung greift in den letzten Szenen unmittelbar ans Herz und als glänzender Sprecher weiß er die kraftvoll altertümliche Sprache meisterhaft zu gliedern. Nicht minder groß ist Kohlunds Tod; die Leichenstarre der Bewegung, die grauenvolle Maske und eine Stimme, die dumpf und dabei mit ungeheurer Kraft wie aus dem Grabe heraufzutönen scheint, fließen zusammen zu einem Bilde von unheimlicher Größe. Neben diesen ragten bedeutungsvoll hervor die beiden symbolischen Frauengestalten am Schluß (Franziska Gaab und Paula Ottzen), Mammon (Leander Hauser) und Teufel (Paul Skotzki). Das Interesse der Bevölkerung an diesem wunderbaren Spiel war ständig im Wachsen. In der dritten Aufführung war trotz zweifelhafter Witterung keine Bank leer. Jedermann wird diesen Erfolg den trefflichen Künstlern unseres Theaters von Herzen gönnen.

Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern.

Christoph Netzle. Weltgesang. 1.—15. Gesang. Heidelberg, 1921. Hermann Meister, Verlag.

Im Gegensatz zu den heute vielfach als Epen gepriesenen Dichtungen, die mehr oder weniger versteckte Lyrismen sind, oder deren epische Breite mit ihrem Ideengehalt nicht immer Schritt hält, scheint uns der „Weltgesang" von Christoph Netzle — bis heute erschienen die ersten 15 Gesänge — ein echtes Epos zu sein.

Dem Kritiker, der die Totalität des Werkes nicht aus dem Auge verlieren darf, will er nicht nur eine objektive Fläche, sondern auch die subjektive Tiefe des Weltgesanges dem Leser nahebringen, muß es vor allem auf die Methode ankommen, mit der er Anschauung und Begriff zur Grundidee hinüberleiten kann. Hier stock ich schon! Das mag vielleicht am Verfasser selber liegen, der, an Bildungserlebnissen und Gefühlsspannung überreich, den Bogen des Verständnisses ein wenig überspannt haben mag. Netzle spreche selber:

„Noch aber lebet einer, der da segnet,
Was kommen muß, weil er den einen kennt!
Er weiß, daß einer will und alle müssen,
Er weiß, daß einer kann, was alle wollen."

So spricht der Geist zum armen Fischer, der am „länderweiten Ozean" mit seinem Netz in „dämmriggrüne Tiefen" langte, ohne die ersehnte Nahrung zu finden, der Geist, der sich selber gegen den Einen auflehnte und zur Strafe dafür in einen schmutzigen Tiegel gebannt, der Erlösung harrt. Daß er erlöst werden kann, und mit ihm alle, die wollen müssen, bezeugen die Verse:

„Ob ewig oder auch vergänglich zugemessen,
Stets heißt und überall in allen Welten:
Wer lebt, ist schuldig, kaum daß er geboren,
Und bleibt's durch allen Tod, und Sein heißt
— schuldig sein.
So weißt du auch, wer will und will und will,
Und bleibt, wenn alles stirbt und sterbend sich
Gebiert: allein gewiß und Wahrheit nennt
es sich
Gewissen, außer ihm gibt's keinen Gott! —

Das Gewissen ist die Religion des Weltgesanges, der Mittelpunkt, von dem aus die verwirrten Fäden des Lebens hinübergreifen ins Zeitlose. So scheint mir der 15. Gesang mit seinem nationalen Einschlag und Weckruf innerpolitischer Selbstbefreiung aus der epischen Linie nicht herauszustechen, wenn ich bedenke, daß die Wirklichkeit letzten Endes doch nur ein symbolischer Bezug der ewigen Wahrheit ist.

Die Sprache des Weltgesanges ist die Ursprache einer Persönlichkeit. Der ganze Kosmos mit seinen unzähligen Schreien, Bitten und Fragen zittert wie eine große Melodie durch die Verschlingung der Motive hindurch, durchzuckt vom Rhythmus der Idee, und klingt in einer choralen Hymne auf alles Bestehende als Grundakkord des einen Werdens aus:

„'s ist hohe Zeit, die Wanderung beginnt,
Die uns da zeigt die Wunder beider Welten.
Der einen, die da war und ist und auch vergeht,
Der andern, die da kommt und bleiben wird."

Spenglerdämmerung!... So deuten die ersten 15 Gesänge hin auf ein Werk, das erst in seiner Ganzheit voll erfaßt und gedeutet werden kann.

Bernhard Moser, Zürich.

Albin Zollinger. Die Gärten des Königs. Leipzig und Zürich. Grethlein & Co. (o. J.).

Dem Ordnungssinn des Literaturpedanten dürfte die Einreihung dieses Erstlings eines jungen Erzählers etwelche Schwierigkeiten in den Weg legen. Eine Novelle? Ein Roman?... Sagen wir kurz: es ist das Werk eines stark begabten, mit reicher — noch nicht überall künstlerisch gezügelter — Phantasie beschenkten Dichters. Nennen wir's ein Kulturbild in Erzählungsform. Es wird uns darin ein Ausschnitt aus der französischen Geschichte so über die Maßen lebendig am Schicksal einer Familie dargestellt, daß wir dieses in eleganter Sprache geschriebene schöne Buch mit lebhafter Anteil-

nahme zu Ende lesen und am Schlusse den starken Eindruck haben, ein wertvolles Werk genossen zu haben, das, wenn auch zweifellos von C. F. Meyers Schaffen inspiriert, so viel Eigenes, Ursprüngliches, im Dichter selber Gereiftes enthält, daß kein verständnisvoller Leser in diesem jungen Lehrer der zürcherischen Volksschule einen Meyer-Epigonen erblicken wird. Lebendig gewordene Historie zwingt uns zum Miterleben. Am Schicksal eines edeln Träumers und idealistischen Weltverbesserers wird hier die Epoche des Sonnenkönigs bis zur Aufhebung des Ediktes von Nantes mit so eindringlicher Darstellungsgabe und lebensvoller Gestaltungskraft vor uns hingestellt, daß wir uns in jene verflossene Zeit leibhaftig versetzt glauben. Dieser René Bonval, mehr Gelehrtennatur als Höfling oder gar Soldat des Königs, etwas schwerflüssig und gar nicht weltgewandt, verdankt der Schönheit seiner Schwester Dorine das für ihn höchst zweifelhafte Glück, daß seine Familie die Gunst des Königs wieder gewinnt, die sein ihm gleichgearteter Vater einst verscherzt hatte. Die Mutter, die Schwester sind selig über die Berufung an den Hof; er fühlt sich als Soldat tief unglücklich und findet in dem alten Hugenotten Doktor Romain, einem verbitterten und verbissenen, aber feigen Feinde des Herrschers und der Zustände in Frankreich, den Führer, der ihm die Augen öffnet über die sittliche Verworfenheit der ganzen Gesellschaft. In René reift ein Wunsch, den zu verwirklichen ihm die Kraft fehlt: den königlichen Schädling zu morden, Frankreich zu befreien, seiner Schwester durch den Herrscher bedrohte Ehre zu retten und die den Verfolgungen der königlichen Schergen immer mehr ausgesetzten Hugenotten von ihrer Not zu erlösen. René bricht unter dem innern Zwiespalt zusammen. Sein Verkehr mit Romain wird nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes von diesem selbst nach seiner Verhaftung feig verraten; die Häscher holen sich René, der bereits an Leib und Seele völlig gebrochen ist... Der Dichter hätte zweifellos aus Renés Schicksal, dessen Seelenleben er mit großer Feinheit und Lebendigkeit gestaltet, einen äußerlich spannenden Roman schaffen können. Er bot aber mehr: in dem Schicksal dieses jungen Adeligen und seiner Familie spiegelt sich jene furchtbare Zeit so umfassend, so lebensvoll und plastisch-anschaulich, die Darstellungen des Hoflebens, der Gärten des Königs, der von den Ueberfällen auf wehrlose Hugenotten beunruhigten Stadt Paris bilden ein so überaus fesselndes Kulturgemälde, daß die Erzählung uns gefangen hält bis zuletzt. — Ein Versprechen wird in diesem talentvollen Erstling des auch unsern Lesern nicht unbekannten Verfassers abgelegt. Wir zweifeln nicht, daß er es halten wird. H. M.-B.

Fritz Wartenweiler-Haffter. Neue Schriften über die Volkshochschule in der Schweiz und in Dänemark. Blätter vom Nußbaum. 22 S., 70 Rp. — Aus der Werdezeit der dänischen Volkshochschule. Das Lebensbild ihres Begründers Christen Michelsen Kold. 93 S., 3 Fr. — Von der dänischen Volkshochschule. Ein Erlebnis. 77 S., 2 Fr.

Im Novemberheft 1920 haben Friedrich Stingelin und Georg Küffer in der „Schweiz" ihre Gedanken und Pläne über die Gestaltung einer Volkshochschule in unserm Lande dargelegt. Stingelin wies mit Nachdruck auf die dänische Entwicklung dieser Schulen für das arbeitende Volk hin und erwähnte mit Begeisterung der Versuche, die Fritz Wartenweiler in Frauenfeld unternommen hat, um etwas Verwandtes auf schweizerischem Boden, in Anlehnung an unser Volksleben zu schaffen. Wer nun Wartenweilers eigene Auffassung und seine Versuche studieren und erfahren will, was die dänische Volkshochschule ist, wie sie sich zu einem bedeutenden Kulturfaktor des dänischen Volkslebens entwickelt hat, und wie sie auf einen Schweizer Studenten gewirkt hat als ein Ideal in der Wirklichkeit, der wird gern zu diesen Schriften greifen. Sie bieten inhaltlich und persönlich viel. Das Lebensbild Kolds, dieses dänischen Originals, durch den die Idee der Volkshochschule zuerst brauchbare Gestalt gewann, ersteht deutlich und anziehend vor dem Leser, zunächst so, daß Kold selbst das Wort erhält in einer von W. übersetzten Rede über seinen Entwicklungsgang. Daran schließt sich als Erläuterung ein gedrängtes Bild der gesamten Bewegung, in der auch die Gestalt Grundtvigs, des „kleinen Luther", von dem die geistige Erneuerung Dänemarks im neunzehnten Jahrhundert ausgegangen ist, umrissen wird. So fremd uns im allgemeinen dieser Mann und die dänischen Verhältnisse überhaupt sind: man spürt aus Wartenweilers Darstellung, wie fruchtbar und bedeutend diese Bewegung gewesen ist, und wird ihm dankbar für diese erste Einführung in eine neue Provinz des Geistes sein. In der Schrift „Von der dänischen Volkshochschule, — ein Erlebnis" erfahren wir dann in sehr frischer, ungezwungener Darstellung, wie W. selber, ursprünglich ebenso unwissend wie wir, mit diesem Neuland bekannt und vertraut geworden ist, wie er in Dänemark selbst die Schulen besuchte und ihre Wirkungen unter den Bauern in ihrem Privatleben nachprüfte, immer mehr von Begeisterung erfüllt für dieses erwachte Volk, dem sich so tiefe Quellen geistiger Erneuerung durch die Volkshochschulbewegung erschlossen haben. Die Schrift ist geeignet, einen Schweizer, der von der Güte unserer Schulbildung und nationalen Kultur im allgemeinen eingenommen ist, von diesem Vorurteil zu heilen und ihn mit Neid, (ja mit Neid!) zu erfüllen im Angesicht dessen, was den Dänen in ihren Schulen aufgegangen ist. Die „Blätter vom Nußbaum" zeigen dann, wie sich W. die Gestaltung einer Volkshochschule auf unserm Boden denkt, nicht in der Theorie, sondern wie sie sich unter seiner Leitung in praxi gestaltet. Das ist nun wirklich Neuland, ein brüderliches Zusammenleben und -arbeiten von Lehrern und Schülern im Saal und auf dem Feld, in Küche und Garten. Die Mitarbeiter W.s, seine Gattin und sein Freund, ergreifen auch das Wort, und wer es nicht schon

mit eigenen Augen gesehen hat, der erfährt es aus diesen paar Seiten: hier ist mehr als eine Schule, eine Arbeitsgemeinschaft, die wahre Menschlichkeit zur Grundlage hat, im Werden. Mögen diese Schriften, die äußerlich hübsch ausgestattet und alle drei fesselnd geschrieben sind, dem Versuch des mutigen Schweizers viele Freunde gewinnen, solche, die bei ihm Antwort auf Lebensfragen suchen, und solche, die ihm helfen wollen und können, sein Unternehmen wirtschaftlich auf sichern Boden zu stellen.

Th. Greyerz, Frauenfeld.

Otto Berger. Gefaßte Quellen. Ein Aufsatzbuch. Aarau, H. R. Sauerländer & Co.

J. Huber und **E. Trösch.** Unserer Buben Erlebnisse. Ein fröhliches Aufsatzbuch. Olten, W. Troesch.

Seit die beiden Hamburger Lehrer Jensen und Lamszus gegen die alte Aufsatzpraxis Sturm gelaufen und unsern Schulaufsatz einen „verkappten Schundliteraten" gescholten haben, ist in den Bestrebungen, den Schüler schon der Volksschule zum „eigenen Stil" zu führen, vieles besser geworden. Der „freie Aufsatz" bricht sich überall Bahn, und zwar vorzüglich bei Lehrern, denen die sprachliche Fertigkeit nicht alleiniges Ziel des Aufsatzunterrichtes ist, sondern ein hervorragendes Mittel, jenen Kontakt mit der Schülerseele herzustellen, der als gegenseitiges Vertrauen und Verständnis nun einmal die unerläßliche Vorbedingung eines bildenden und erziehenden Unterrichts ist.

Eine erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete dieser Aufsatz-, zugleich Schulreform bilden die obgenannten Aufsatzsammlungen, die wie wenige geeignet sind, Zagende zu ermuntern, Unentschlossene zu überzeugen. Im Prinzip des methodischen Vorgehens unterscheiden sie sich kaum. Alle drei Verfasser gehen darauf aus, der ungehemmten Produktion von Aufsatzstoff Tür und Tor zu öffnen, indem sie den Schüler veranlassen, sich an Hand von Tage- und Notizbüchern zur genauen Sachkenntnis und treuen Beobachtung zu erziehen. Ist einmal die Stofffülle da, dann setzt die Korrektur und Hilfe des Lehrers ein, bis das Ziel, sich nicht nur überhaupt sprachlich ausdrücken zu können, sondern die richtigste, kürzeste, treffendste Form zu finden, die künstlerische Beschränkung auf das Wesentliche zu erlangen, erreicht ist. So wird die Sprache für jeden Einzelnen endlich zu einem Mittel, das Innenleben, die Individualität zu entfalten, zu einer Ausdrucksmöglichkeit der Persönlichkeit. Auch die Phantasie, die nun auf den Boden der Erfahrung gestellt ist, wird diesen subjektiven Stempel tragen.

Während Berger vor allem Aufsätze der obern Sekundarschule sammelte, lernen wir bei Huber und Trösch mehr die untere Stufe kennen, dazu ließen die letztern zur Ergänzung des sprachlichen Ausdrucks der Erlebnisse die zeichnerische Darstellung zu, was ihr Buch nicht wenig belebt. Auch für den, den kein berufliches Interesse zu unserer Jugend führt, bilden diese Literaturprodukte eine erquickende, Kinderglück und -leid vor Augen zaubernde Lektüre.

Dr. Alfred Ineichen, Luzern.

† Professor Dr. Gustav Tobler.

In Professor Tobler haben die Hochschule Bern einen vorzüglichen Lehrer, die schweizerische historische Wissenschaft einen ebenso gewissenhaften als arbeitsfreudigen Pfleger verloren.

Tobler ist ein Sohn des Landes Appenzell, wo sein älterer Bruder, dem die Hochschule Zürich 1914 wegen seiner Verdienste für die Sammlung auf dem Gebiet der Volkspoesie den Ehrentitel des Doktors verlieh, noch heute rüstig lebt. Aber auch der jüngere Bruder hat in seinem lebhaft anregenden Wesen seine Heimat niemals verleugnet.

Der Student kam nach Zürich, um hier für die Wissenschaft, der seine Neigung zugewendet war, seine Kenntnisse zu befestigen, und im Jahr 1879 schloß er mit dem schönsten Erfolg seine Arbeit ab. Durch die Beweise seiner Prüfung auf das beste empfohlen, folgte er alsbald dem Ruf nach Bern, als Lehrer der Geschichte am dortigen Gymnasium, wo er sich sogleich ausgezeichnet bewährte. Er verstand es, ältere Kollegen als Freunde zu gewinnen, die Schüler in der erwünschtesten Weise zu fesseln. Dann aber stieg er im Jahr 1896 an die Hochschule Bern empor, als das Fach der Schweizergeschichte erledigt worden war. Seine vorzügliche Begabung als Lehrer erwies sich hier von neuem. Zahlreiche Schüler denken mit Liebe an seine Wirksamkeit zurück, und eine ansehnliche Reihe namhafter Dissertationen sind das Zeugnis seiner treuen Anleitung. Nahezu ein Vierteljahrhundert hindurch hat Tobler so angestrengt gearbeitet, und erst unter dem Zwang schweren körperlichen Leidens legte er sein Amt nieder; denn auch die trüben Erfahrungen der Kriegsjahre hatten den aufrichtig patriotisch denkenden Historiker tief erschüttert. An den schönen Gestaden des Thunersees, wo er stets seine Erholung gesucht und gefunden hatte, schloß er die Augen. Die eigenen Angehörigen und die Freunde mußten den Tod als eine Erlösung betrachten.

Toblers wissenschaftliche Arbeit ist von umfassender Art gewesen. Nachdem er in seiner Dissertation ein Thema aus der deutschen mittelalterlichen Geschichte vorgelegt hatte, wandte er sich, wie sich das von selbst ergab, mit wahrer Liebe der so reichen Geschichte des Platzes seiner ihm wert gewordenen neuen Heimat zu. Eine wahre Fülle von Arbeiten schenkte er verschiedenen in Bern erscheinenden Veröffentlichungen. Auf zwei derselben sei hier nachdrücklicher hingewiesen. Eine der wichtigsten mittelalterlichen Berner Geschichtsquellen hatte er in mustergültiger Weise neu herausgegeben; aber dann bot er 1891 in der großen Festschrift zur Erinnerung an die Gründung Berns eine ganz unübertreffliche Darstellung der ganzen durch Jahrhunderte sich erstreckenden Arbeit auf